

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

Unterhaltung: E + U



Liebe Leserinnen und Leser.

Das Thema „Medien“ aus unserer letzten Ausgabe hatte noch einen regen Nachklang, den wir Ihnen in dieser Ausgabe präsentieren.

Interessant ist dabei, dass es bei einem medialen Verständnis oft um „Kultur“ geht – z. B. beim Liedgut, oder aber bei der Liebe zur Oper. Als „ernste-“ (E) und „Unterhaltungsmusik“ (U) wurde dies früher sehr deutlich unterschieden.

Es geht aber auch um Gesprächs-„Kultur“, die durch das mobile Telefon um eine neue Komponente bereichert wurde: Wir können (im Prinzip) mit allen zu jeder möglichen Zeit

sprechen. Wie war es früher? „Fasse Dich kurz!“

Bei unseren letzten Vierteljahrestreffen behandelten wir zwei Themen: „Berufstätige Frauen“ und „Wie früher alte Menschen gelebt haben“.

Hierzu finden Sie je einen Beitrag, der für jeweils mögliche Lebensweisen beim Altern oder als (trotz aller Widerstände) berufstätige Frau von damals steht.

Aber so ist es eben mit Zeitzeugenberichten: Es sind Erinnerungen, die auf individuellen Lebenserfahrungen beruhen. Sie sind subjektiv objektiv!

Ihre Redaktion

Das Radio als Alltagsbegleiter

(1933-1949)

Für mich, Jahrgang 1933, war das Radio ein Gerät, welches zur Wohnungseinrichtung gehörte. Soweit ich zurückdenken kann, war ein Radio in meinem Elternhaus vorhanden. Es war ein braunes Gerät mit drei Knöpfen, an denen wir Kinder aber nicht drehen durften. Später kam ein großer Apparat (dieser stand im so genannten Herrenzimmer) dazu. Er hatte ein „magisches Auge“, und erst wenn es voll aufleuchtete, war der Sender richtig eingestellt.

Mein Vater, der ein großer Anhänger der klassischen Musik war, hörte gerne Arien von den zu jener Zeit berühmten Interpreten. An einen Namen kann ich mich noch sehr gut erinnern: Wilhelm Strienz. Später habe ich erfahren, dass er gar kein so guter Sänger gewesen sein soll, aber Hitler hatte ihn zu seinem Favoriten erkorren.

Im Herbst 1944 habe ich meinen Vater einmal dabei überrascht, wie er mit einer Decke über dem Kopf Radio London gehört hat. Ich wurde zu strengstem Stillschweigen verpflichtet und habe mich auch daran gehalten.

Vom Frühjahr 1945 an begann dann eine Zeit von mehreren Jahren ohne jede Verbindung zur Außenwelt. Erst 1948/49 gelang es meinen Eltern, ein neues Rundfunkgerät zu kaufen. Wir wohnten zu der Zeit in der SBZ (DDR). Dort war es bis weit in die fünfziger Jahre hinein nur mit Beziehungen möglich, ein Radio regulär zu kaufen. Eine Ausnahme gab es jedoch. In den Geschäften der HO (Handelsorganisation) konnte man viele Dinge, auch Radios, zu weit überhöhten Preisen erwerben.

Richard Hensel

Meine Staatsoper in Hamburg

(1941-1946)

Eine große Liebe und ihre Folgen

Am 18. Juni 1941 war es soweit. Ich war zwölf Jahre alt und durfte mir für diesen Tag eine Karte für die Staatsoper in Hamburg kaufen. Meine Mutter hatte mir von ihren Opernbesuchen so viel erzählt, dass ich sehr neugierig geworden war, ob es mir auch gefallen würde. Gespielt wurde „Der Freischütz“ von Carl Maria von Weber. Ich war riesig begeistert, so

etwas Tolles hatte ich noch nie erlebt.

Als ich dann erfuhr, dass der damalige „Veranstaltungsring der Hitlerjugend“ für die kommende Spielzeit sechs Opernaufführungen an Sonntagnachmittagen für wenig Geld anbot, bat ich meine Mutter um Erlaubnis, dort teilzunehmen; und danach hatte es mich gepackt. Ich hatte mein Hobby gefunden und wie die meisten

Gymnasiasten in meinem Alter – ich war inzwischen 14 Jahre alt geworden – habe ich es maßlos übertrieben.

So habe ich in der Spielzeit 1942/43 nicht weniger als 112 Aufführungen besucht, in einer Woche sogar achtmal, jeden Abend und sonntags zweimal. Ich habe fast alle Opern gehört, die damals im Spielplan waren, z. B. den „Ring des Nibelungen“ von Wagner allein dreimal.

Meistens ging ich für 75 Pfennig auf den Stehplatz im 4.Rang.

Im Frühjahr 1943 kam dann für mich der große Tag, an dem ich selber die Bühne der Staatsoper betreten habe. Ich hatte mich auf Anraten von Freunden als Statist beworben und wurde trotz meines jungen Alters auch genommen. Ich war damals schon sehr groß und junge Männer waren knapp wegen des Krieges. So kam ich ins Opernhaus und auf die Bühne in Kostüm und professionell geschminkt wie die von mir verehrten Sänger, die mir so nahe waren wie sonst nie.

In „Macbeth“ und „Tosca“ spielte ich mit bei den Soldaten, und im „Don Carlos“ war ich ein Mönch. Aber das wurde mir zum Verhängnis. Auf der Bühne der Staatsoper gibt es weite Wege, und ich wählte als Abkürzung den Weg über die offene Bühne, die gerade einen Klosterhof darstellte. So naiv wie ich damals war, dachte ich, dass Mönche ja häufiger über Klosterhöfe spazierten. Aber als ich auf der anderen Seite ankam, gab es einen furchtbaren Krach und ich wurde sofort fristlos entlassen.

Das war zwar sehr bitter, aber mei-

ner Liebe zur Oper hat es keinen Abbruch getan.

Inzwischen war nämlich viel Wichtigeres geschehen. Im vierten Rang der Oper trafen sich einige Besucher, die etwa zwei oder drei Jahre älter waren als ich und die fast alle vorhatten, einmal einen künstlerischen Beruf auszuüben. Wie die meisten Künstler damals waren sie alle gegen Hitler und gegen die Regierung eingestellt und machten auch keinen Hehl daraus.

Nachdem sie mich zu meiner großen Freude in ihre Gruppe aufgenommen hatten, war es für sie nicht schwer, mich politisch auf ihre Seite zu ziehen und mir deutlich zu machen, von welchen Verbrechern wir regiert würden. So fühlte ich mich etwa seit Anfang 1943 als Anti-Nazi und bin es bis heute geblieben. So hat meine Liebe zur Oper und der Kontakt zu den Freunden mich sehr zeitig politisch auf den rechten Weg gebracht.

Dazu noch ein kleines Beispiel: Die Hitlerjugend bekam von der Staatsoper eine geschlossene Aufführung der Oper „Tannhäuser“ von Richard Wagner angeboten.

Ich war zwar noch in der HJ, ging aber kaum noch zum Dienst, doch eine Karte für „Tannhäuser“ besorgte ich mir. Dann kam der Befehl: Wir marschieren gemeinsam zur Oper, selbstverständlich in Uniform.

Das war ein schwerer Schlag für mich. Ich sollte dieses Braunhemd, das ich nach meiner veränderten politischen Einstellung nur noch hasste, zu einem Besuch in meiner geliebten Oper anziehen? Das konnte ich nicht!

Aber die Aufführung wollte ich natürlich auch besuchen. Diesen Konflikt habe ich dadurch gelöst, dass ich zwar mitmarschiert bin, aber in Zivil.

Ich rechnete danach mit einem bösen Krach, aber es passierte nichts.

Dann kamen im Juli 1943 die Bombenangriffe auf Hamburg.

Ich war gerade ins Erzgebirge gefahren, um dort Ferien zu machen und meinen kleinen Bruder aus der Kinderlandverschickung zurückzuholen. Als ich dann aber in der dort wie überall gleichgeschalteten Zeitung las: „Hamburg trotz Bombenterror ungebeugt“, bekam ich große Angst, ließ meinen Bruder dort zurück und machte mich gegen den Rat aller Erwachsenen auf den Weg nach Hamburg. Ich wusste ja nicht, wie es dort aussah. Meine Eltern hatten kein Telefon.

Ich hoffte nur, dass sie noch lebten. Als ich dann nach einer schrecklichen Bahnfahrt, u. a. durch die Trümmerwüste von Rothenburgsort, am Hauptbahnhof ankam, sah ich dort einen Sänger der Staatsoper stehen, den ich kannte. Ich wühlte mich zu ihm durch und fragte ihn, ob auch die Staatsoper zerstört sei. Und als er dann bejahend nickte, habe ich erst einmal geheult, obwohl ich ja schon 14 Jahre alt war und uns früher eingetrichtert worden war: „Ein deutscher Junge weint nicht.“ Das war mir in diesem Augenblick scheinbar!

Mein Elternhaus stand noch und meine Eltern lebten und hatten ca. 20 Flüchtlinge aus dem zerstörten Hamburg aufgenommen. Von der Oper

wussten sie nichts Genaues.

Später erfuhr ich dann, dass die Oper nur zur Hälfte zerstört war. Der Zuschauerraum war ausgebrannt, das Bühnenhaus blieb erhalten. Und die Staatsoper spielte bereits im Herbst 1943 wieder, fünfmal in der Woche im Thalia-Theater, zweimal in der Musikhalle, die heil geblieben waren.

Ich konnte mein Hobby weiter betreiben und besuchte in den Ersatzspielstätten immerhin noch 40 Aufführungen.

Dann kam der nächste Schlag: Die sogenannte Goebbels-Spende. Propagandaminister Dr. Goebbels spendete am 1. September 1944 alle Kulturschaffenden dem Führer, damit sie halfen, den Krieg zu gewinnen. Alle Theater in Deutschland wurden geschlossen, alle Konzerte wurden abgesetzt. Fast alle Musiker, Sänger und Schauspieler wurden zur Wehrmacht eingezogen.

Das war natürlich auch das Ende der Staatsopernsaison in den Ersatzspielstätten. Aber Anfang Januar 1945 verbreitete sich das Gerücht, in der Musikhalle würde heimlich „Don Giovanni“ von Mozart geprobt, sogar mit Spitzenkünstlern. Und richtig, an einem Vormittag schlich ich mich mit einigen Freunden vom vierten Rang heimlich in die Musikhalle, und wir erlebten zumindest Teile einer glänzenden Giovanni-Aufführung.

Die Vorstellung wurde angeblich für Arbeiter in Rüstungsbetrieben vorbereitet. Die Wahrheit habe ich nie erfahren, aber wir haben die Oper genossen wie eine fruchtbare Oase

mitten in der kulturellen Wüste dieser Endzeit des Krieges.

Nach dem Krieg dauerte es nur noch acht Monate, bis die Oper wieder spielte. Ein genialer Architekt hatte herausgefunden, dass die Oper auch in dem noch heilen Bühnenhaus spielen konnte mit einer kleinen Bühne, einem Orchestergraben und Platz für 600 Zuschauer.

Zur Eröffnung sollte es „Figaros Hochzeit“ von Mozart geben.

Natürlich wollte ich dabei sein und hatte eine Nacht für eine Karte angestanden, Ich freute mich unendlich. Aber am Tage der Aufführung war ich krank und musste meine Karte weiter-

geben. Da war mir wieder zum Heulen, aber „ein deutscher Junge weint ja nicht“, hatte vor langer Zeit irgendein Nazi-Idiot gesagt – und dass deren Zeit jetzt endgültig vorbei war, war doch wichtiger als die schönsten Opernaufführungen.

Auch später bin ich meiner alten Liebe immer treu geblieben und bin es auch heute, wenn ich auch meinem Alter und meiner Gesundheit entsprechend nicht mehr 100 Aufführungen pro Spielzeit besuche, sondern maximal vielleicht nur noch zwanzig bis 25.

Horst Klingspor

Lieder im Krieg

(1944/1945)

Dass einige Lieder aus der NS-Zeit meiner Generation unvergesslich geblieben sind, liegt auf der Hand. „Heilig Vaterland in Gefahren! Deine Söhne sich um Dich scharen“ oder „Nichts kann uns rauben Liebe und Glauben zu unserm Land“ und „Ein Kampf ist entbrannt und es blitzet und es kracht“ zählt ebenso dazu wie „Hohe Nacht der klaren Sterne“ – ein Lied, das als neues Weihnachtslied gedacht war, aber niemals das altbekannte „Stille Nacht, heilige Nacht“ verdrängen konnte.

Erstaunlicherweise lernten wir 1944 in der Schule sogar noch andere Lieder, darunter das plattdeutsche „Lütt Matten, de Haas“. Unser Musiklehrer begleitete das Singen von uns Dreizehnjährigen temperamentvoll auf

dem Klavier. Plötzlich, als er sich gerade tief über die Tasten gebeugt hatte, gab es einen lauten Knall, und knapp über seinem Kopf schlug eine Kugel in die Wand.

Sich leichenblass erhebend, fragte er erschüttert: „Wer war dieser Lump?“

Es meldete sich ein Klassenkamerad, nennen wir ihn Francesco, und beichtete, mit einem kleinen Revolver, einem Tesching, gespielt zu haben, den er aus dem Schrank seines Vaters entwendet hatte. Der Schuss hatte sich, wie er glaubhaft versicherte, versehentlich gelöst. Es half nichts: Er wurde sofort von der Schule verwiesen – oder vielmehr, er sollte es, doch Francesco war Halbitaliener: Wegen der deutsch-italienischen Waffenbrüderschaft gab es nur einen Verweis

und er durfte bleiben.

Eine Besonderheit gab es während meiner Zeit in der KLV. Natürlich lernten wir auch dort weiterhin die kampfbetonten Lieder der HJ. Abends jedoch brachte uns unser Lagerleiter Hermann Heidkämper Volkslieder bei, wie „Guten Abend, gute Nacht“, „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Der Mond ist aufgegangen“ oder „Ade nun zur guten Nacht“ und andere. Er kannte auch

die Texte und ließ sie uns aufschreiben.

Fern von Hamburg, im heutigen Tschechien, später in Niederbayern, wirkten diese Lieder bis über das Kriegsende hinaus auf uns „kinderlandverschleppte“ Jungs un-
gemein beruhigend, denn erst im August 1945 wurden wir in die Heimat zurückgeholt.

Claus Günther

Das sang die Jugend in fünfziger Jahren

Lieder. Haben wir früher Lieder gesungen? Wer ist „wir“? Zu Hause haben wir nicht gesungen.

In der Schule mussten wir singen. Meine einzige Ohrfeige der ganzen Schulzeit habe ich im Musikunterricht bekommen. Ich konnte nicht gut singen, ich traf wohl den Ton nicht. Also bekam ich eine gescheuert. Ich traf ja den Ton nicht. Und der Musiklehrer hielt das für Absicht. Trotz der „4“ in Musik, die ich bekam, weil ich ja nicht singen konnte. Denn auch bei der dritten Aufforderung sang ich noch immer falsch. Dreiklang, statt drei Töne hintereinander. Drei Töne hintereinander auf dem Klavier zu treffen fällt mir noch heute schwer. Ich höre sie nicht und ich behalte sie nicht.

Aber das hindert ja alles nicht, Lieder zu singen. Was haben wir Lieder gesungen, nein geschmettert. „Wir“? Wir waren auf Klassenreise, in der Mittelstufe, in der Oberstufe. In der

Mittelstufe ein paar Tage im Jahr. Zwei in unserer Klasse spielten Gitarre, und das taten sie sehr begeistert. Abends vor allem setzten wir uns zusammen – das war Mitte bis Ende der 1950er Jahre –, mitunter brannte das Lagerfeuer oder wir saßen im Freien, einfach nur so, oder der eine hatte seine Gitarre beim Wandern durch die sauerländischen Wälder bei sich.

An eine Woche im Sauerland erinnere ich mich, etwa 1957, an die Klassenreisen in der Oberstufe nach Langeoog vor allem, nach Paris als Abiturreise. Gesungen wurde meist abends, in Langeoog am Strand auch tagsüber.

Da war vieles dabei, was auch heute noch gesungen wird – Seemannslieder: Wir lagen vor Madagaskar, natürlich mit dem Refrain, wie er nicht im „Gesangbuch“ steht: „Und sein kleines Mädels, das sehnt er sich her, das zu Haus so heiß ihn geküsst,

ja auf den Bauch, und er blickt so still übers weite Meer, wo fern seine Heimat ist.“ „Jamaika Rum, Jamaika Rum“ – ein Evergreen, besonders zu vorgerückter Stunde, der Text war so eingängig! „Ich heff mal en Hamborger Veermaster sehn...“, mindestens drei Strophen. Standardrepertoire.

Und dann natürlich die Brüllieder, die geschmettert wurden: „In einem Polenstädtchen...“, besonders schön war die zweite Strophe: „In einem kühlen Teiche, da fand man ihre Leiche, sie war die allerschönste Leich im ganzen Polenreich...“ Oder „Oh du schö-ö-öner We-e-esterwald, über deine Höhen pfeift der Wind so kalt...“ Oder bei angesagten Wanderungen „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die Wurstfabrik, den lässt er in die Knackwurst beißen ...“ Mit immer wieder neuen Strophen: „Bolle reiste jüngst zu Pfingsten...“. Sehr schön auch: „Wir lieben die Stürme, die brausenden Wogen, der eiskalten Winde raues Gesicht...“.

Dabei habe ich mir nie etwas vorgestellt, weder Wasser, noch Schiffe, noch irgendeinen Inhalt, das Lied war einfach nur schmissig.

Die eigentlichen Wanderlieder waren natürlich auch dabei: „Im Frühtau zu Berge, wir ziehn fallera...“ „Hoch auf dem gelben Wagen, sitz ich beim Schwager vorn...“. Besonders schön: „Schön ist die Welt, drum Brüder lasst uns reisen ...“ Oder ein Lied, das ich nie recht verstand, was es eigentlich bedeutete, weil ich nie in den Bergen war: „Wenn wir erklim-

men, schwindelnde Höhen, steigen dem Gipfelkreuz zu...“

Und, man soll es fast nicht glauben, ein Tick Romantik: „Abendstille überall, nur im Tal die Nachtigall ...“

Und dann gab es da noch die Lieder, die wir heute als „political incorrect“ bezeichnen. Keiner konnte damals Vorurteile gewinnen.

Was gab es noch? „Ein Mann, der sich Kolumbus nennt...“, „Es lebt der Eisbär in Sibirien, es lebt in Afrika das Gnu...“, herrlich zum Blödeln und Selbstdichten, „Als die Römer frech geworden...“

Übrigens: Englisch gab es gar nicht. Das konnte ja keiner aussprechen. Englisch fing eigentlich erst an, als Elvis kam. Und dann verstand man damals auch nur die Hälfte und die auch nur halb. So wie den weißen Neger Wumbaba. Aber das ist ein anderes Kapitel.

Kennen meine Kinder noch diese Lieder? Nein, sie singen ja nicht. Dazu muss man heute wohl eher organisiert sein, wir sangen noch ohne Organisation.

Und: im Ausland auf Reisen, auf Jugendreisen, mussten wir singen. Denn Iren und Engländer und Amerikaner kannten ihre Volkslieder. Da durften wir Deutschen nicht zurückstehen. Denn „Muß i denn zum Städtele hinaus“, muss i auch singen können. Muss man heute wohl auch nicht mehr.

Carsten Stern

Fasse Dich kurz!

Rote Schrift auf weißem Grund, meistens kursiv. Das klebte an fast jeder Telefonzelle. Aber wer hielt sich schon daran? Dabei musste ich immer raus, in die Kälte, den Regen und sicher auch bei gutem Wetter. Telefonieren ging nur von der Telefonzelle. Denn wer hatte schon ein eigenes Telefon? Ein Student sicher nicht.

Und auch nachdem ich ab 1967 Geld verdiente, dauerte es noch eine Weile, bis ich ein Telefon bekam. Einen Antrag musste man bei der Post stellen, und bis das Gerät dann kam, dauerte es schon bis zu drei Monate.

So habe ich also viele Jahre von der Zelle aus telefoniert. Wie oft habe ich geflucht, dass der Telefonierer in der Zelle sich eben nicht kurz fasste. Ganz offensichtlich war es gar nicht wichtig, was er dort sabbelte. Er sah ja fröhlich aus! Womöglich turtelte er da rum mit irgendeiner Frau! Aber doch bitte nicht, wenn ich telefonieren will. Und hinter mir wartet auch schon einer!

Was tut man in einer solchen Situation? Man klopft an die Scheibe! Reaktion: der Mann wendet sich ab, dreht mir den Rücken zu. Will das Elend der Wartenden nicht sehen. Erneutes Klopfen. Wieder Dreh in der Zelle. Nur nicht in die Augen sehen. Bei Frauen übrigens genau das gleiche. Von wegen Unterschied der Geschlechter.

Drittes Klopfen, „Nun machen Sie doch mal Schluss. Hier wollen auch noch andere!“ „Ja, ja doch.“

(Fünfziger Jahre bis heute)

Das „Fasse dich kurz“ war meist ein frommer Spruch. Warten war lästig. Warten ist bis heute nicht meine Stärke. Ich bin ungeduldig. Die gelben Telefonzellen jedenfalls stellten mich oft auf eine harte Probe.

Übrigens: 20 Pfennig kostete das Telefonieren damals in den 60ern und 70ern, das Telefon hatte noch eine Wählscheibe, in jeder Telefonzelle hingen die wuchtigen Telefonbücher, die Zelle war mit Glas ummantelt und geschlossen, Regen klatschte einem nicht um die Beine, Mithören konnte keiner richtig, Telefonkarten gab es noch nicht und offene Zellen auch nicht. Nur die zwei Groschen, die sollte man schon dabei haben.

Und Ferngespräche waren ab 20.00 Uhr, später ab 18.00 Uhr, billiger, kosteten aber ein Vermögen, also viele 50er zum Nachwerfen.

Vom Handy gab es noch nicht einmal das Wort. Und: die Telefonzelle war gelb, postgelb, nicht babyrosa. Und sie gehörten der Post. Heute heißt das Telekom und ist nicht mehr die Post. Aber auch die Post gibt es ja heute schon lange nicht mehr, nur noch kleine Papierläden, die auch Briefmarken verkaufen und Pakete annehmen. Und wo man glaubt, es gibt doch noch eine Post, ist das die Postbank, die die Briefstelle betreibt. Aber neuerdings gehört die ja zur Deutschen Bank, die die Postbank gekauft hat.

Und das Telefon? Es gibt in Hamburg, habe ich mir sagen lassen, noch

drei Telefonzellen, An einer kann man auch noch Geld einwerfen.

Tempora mutantur. Ich gehöre zum Leidwesen meiner Kinder zu denen, die ständig ihr Handy zu Hause liegen lassen. Ich habe mich eben doch noch nicht daran gewöhnt, ständig meine Telefonzelle bei mir zu haben.

Schöner war es doch früher mit der Zelle. Man brauchte anderen nur zuhören, wenn man etwas auch wirklich hören wollte – und zum Zuhören musste man sich auch noch anstren-

gen. Heute muss man zuhören, auch wenn man es nicht will, wenn ein jeder durch den S-Bahn- Waggon laut durchs Handy brüllt.

Allerdings: Diese Unterhaltung über gelegentliche Ehekräche hatte man zu Zellenzeiten nicht, der Unterhaltungswert ist heute sicher größer und tritt häufiger ein. Also hat das Verschwinden der Telefonzellen doch seine Vorteile.

Carsten Stern

So lebten die Älteren früher

(1930er Jahre)

(...) Meine Großmutter Marianne war mit dem Haushalt ausgelastet.

Wenn wir zum Kaffeetrinken eingeladen wurden, für Kinder gab es natürlich nur Muckefuck, also Malzkaffee, wurde in der guten Stube mit dem großen Berliner Kachelofen der Tisch mit dem Biedermeiergeschirr gedeckt und es gab zum Beispiel Bienenstich oder Kameruner. Beim Backen der Kameruner, braune Berliner in Form einer Acht mit Zucker bestreut, durfte ich zuschauen. Im großen gusseisernen mit Emaille beschlagenen Topf wurden sie in Floren oder Schmalz ausgebacken.

Nach dem Kaffeetrinken holten wir uns aus dem Bücherregal drei alte, in Leder gebundene Folianten, als Buch gebundene Ausgaben der Zeitschrift: „Gartenlaube“ hervor, aus den Jahren von 1857 bis etwa 1895. Viel Wissenswertes haben wir daraus aus aller

Welt, Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft erfahren. Alles reich illustriert mit herrlichen Kupferstich-Zeichnungen, in schwarz-weiß.

Außerdem vertrieben wir uns die Zeit mit dem Besichtigen von einigen hundert farbigen Werbekärtchen der Firma „Justus Liebig“ (Fleisch-Extrakt, Dosenmilch etc.). Auf der Rückseite ist immer ein interessantes Thema behandelt worden. Fremde Länder, insbesondere die deutsche Kolonialgeschichte.

Die Diele in der Genter Straße war lang, schmal und dunkel wie ein Schlauch. Das WC befand sich immerhin innerhalb der Wohnung, aber ebenfalls einem schmalen, dunklen Gang. Am Ende stand das etwas verrostete Toilettenbecken; in etwa zwei Metern Höhe erblickte man ein winziges Toiletten-Fenster, und auf einem Drahtaken das aus alten Zeitungen

zurechtgeschnittene Klopapier, daneben Berge von alten Tageszeitungen. Wir waren als Kinder schon an bessere sanitäre Verhältnisse gewöhnt und mochten wohl deshalb nicht so gerne zu Oma und Opa Wedding.

Die Tochter Franziska, also unsere Tante, blieb bis ins hohe Alter ledig, berufstätig, wohnte dort und versorgte ihre Eltern bis zum Lebensende.

Während der Nazizeit wurden die Großeltern Bigos von Nachbarn fälschlich als Polen denunziert, indem man ihnen ein blaues „P“ auf die Haustür klebte. „P“ war das Zeichen für polnische Staatsangehörige, die in Deutschland mit anderen so genannten Staatsfeinden Sklavenarbeiten verrichten mussten. Als Grund galt wohl, dass jemand aus dem Haus aufgeschnappt hatte, als mein Großvater Andreas ein paar Worte polnisch gesprochen hat.

Mein Vater war inzwischen aus beruflichen Gründen Mitglied der Nazi-Partei geworden und knöpfte sich die Nachbarn mit entsprechender Lautstärke vor.

Die Großeltern mütterlicherseits, Agnes und Karl Sierakowski, nannten wir Oma Agnes und Opa Karl, sie wohnten ganz anders und vornehm, in einer so genannten „Berliner Wohnung“, im Bezirk Charlottenburg, Pestalozzistr. 72, im Vorderhaus, 1. Etage, obwohl auch hier aufgrund der großen Familie mit 6 Kindern, kein üppiger Wohlstand herrschte. Das war schon eine Mittelstandswohnung mit großer Diele, vielen Zimmern,

Küche und Bad.

Mein Onkel Wilhelm Napierala, der Bruder meiner Großmutter, sah aus wie ein leibhaftiger Sizilianer, schwarzes volles Haar, dunkle Augen und mit einer tiefen Bassstimme ausgestattet, wohnte als „ewiger Junggeselle“ mit seiner Verlobten Fräulein Gross gegenüber, war wie mein Großvater Karl ein leidenschaftlicher Skatspieler.

In der Kaiserzeit war er bei Hofe als Lakai beim Kronprinzen tätig. Nach der Revolution von 1918 fand er eine Anstellung bei Max Reinhardt im Deutschen Theater und nannte sich fortan „Salonkommunist“.

Opa Karl war gelernter Zimmermann, hatte bei Preußens Gedit, war auch kurzfristig als Schiffszimmerer in Hamburg. Er ging wieder zurück nach Berlin und wurde bei der Berliner Feuerwehr eingestellt, heiratete 1904 und hatte sechs Kinder.

Meine Mutter Agnes wurde als drittes Kind 1907 geboren. Nach dem Schulabschluss war sie dann viele Jahre „in Stellung“ im luxuriösen Haushalt eines jüdischen Rechtsanwaltes.

Oma Agnes stammte aus einer deutsch-italienischen Familie. Mir ist noch ein Foto in Erinnerung, auf dem sie als bildhübsche Frau um 1900 mit einem modischen Biedermeierkleid und großem Hut zu sehen ist, wie man ihn auch bei Damen des kaiserlichen Hofes trug. Anfang des neuen Jahrhunderts, unterhielt sie auf dem Wochenmarkt einen Eierstand und trug so zur Erhöhung des Familien-

budgets bei.

Opa Karl übernahm später eine Portierstelle mit Dienstwohnung und Fahrstuhl, in einem ehemals, jüdischen, acht Etagen hohen Autohaus an der Potsdamer Straße, das nach 1939 von der Waffen-SS requiriert worden war.

Die große und weiträumige Dienstwohnung befand sich auf der obersten Etage, mit Dachgarten und Gartenlaube. Im Keller bediente er drei riesige Heizöfen mit Koks für die Zentralheizung. Seine graue Kellerkatze Minka war immer dabei. Der romantisch-märchenhaft anmutende Garten befand sich im hinteren Bereich.

Dort hat unser kreativ begabter Opa Karl die schönsten Karnickelstühle, wohl 10-20 an der Zahl, angefertigt.

Im Jahre 1942 wurde das gesamte Areal mit Hochhaus bei einem Luftangriff zerstört. Nach wenigen Monaten, die meine Großeltern in einem Keller verbrachten, zogen sie im Rahmen der Evakuierung mit uns nach Kulmsee bei Thorn, Westpreußen. Dort lebten wir mit acht Personen in einer großen 1-Zimmerwohnung. Nur für die Nacht durften wir bei den Nachbarn und Verwandten kleine Schlafzimmer benutzen.

Von Altenheimen oder Altenpflege war aus meiner Sicht bis ca. 1950 keine Spur zu erkennen. Meine Mutter stand ihren Eltern bis zum Lebensende zur Verfügung, meine ledige Tante Franziska übernahm die

Pflege ihrer Eltern ebenfalls in der Wohnung der Eltern.

Mein Vater starb mit 79 Jahren an Herzversagen in seiner Wohnung.

Meine Mutter lebte bis zu ihrem 99. Lebensjahr in einer schönen, betreuten Altenwohnung in Berlin-Westend. Allerdings kümmerten sich meine Schwester und mein Schwager fast täglich um die Belange und Betreuung unserer Mutter. Die ärztliche Versorgung war gut gewährleistet.

Nach der Eheschließung mit meiner Ehefrau Annegret 1960 befanden wir uns in einer schwierigen wirtschaftlichen Lage und brauchten dringend ein paar Möbel. Alte Jugendstil-Möbel wurden uns in einem Eimsbütteler Altenstift gratis angeboten. Das private Stift aus der Gründerzeit wirkte auf uns sehr abschreckend. Dunkle, fast finstere Flure, kein Personal, grauenvoll, wie in einem Gefängnis. Es gab natürlich auch schönere Alten-Stifte, die aber noch lange nicht den Status der heutigen Altenheime hatten.

Unsere Großeltern wirkten auf uns Jugendliche trotz ihres mittleren Alters zwischen 50 und 60 Jahren schon sehr alt. Die meistens dunkle Kleidung und besonders die altmodischen Frisuren („Dutt“) und Hüte der Frauen trugen dazu bei.

Heute leben viele Menschen allein. Damals, in den vierziger und fünfziger Jahren, war der Zusammenhalt der Familien stärker als heute.

Peter Bigos

Unabhängige Frauen

(20er Jahre bis heute)

Ja, es gab sie schon damals – selbstbewusste, starke Frauen, die im Beruf „ihren Mann“ standen.

Wenn ich heute höre, wie viele Gesetze die Rechte der Frauen noch bis 1956 einschränkten, kann es in meiner Familie nur so viel „Freiheit“ für meine Mutter, Großmütter und Tanten gegeben haben, weil ihre Männer sehr liberal und sozial eingestellt waren. Dies trifft später auch auf meinen Mann zu.

Mein Großvater Hansen, ein Zimmerermeister, hatte das Motto aus seiner Heimat Dithmarschen: „Lever dod – as Sklav“ („lieber tot – als ein Sklave sein“); und das bezog er auch auf die Frauen. Mein Großvater Buchner war Sozialdemokrat. Ich hörte ihn oft das Lied singen: „Der Rosa Luxemburg, der haben wir’s geschworen.“

Er akzeptierte also auch eine Frau in einer Führungsrolle. Für die Großeltern Buchner war es selbstverständlich, dass meine Mutter einen Beruf erlernte. Sie ging zur Handelsschule und wurde mit 16 Jahren Kontoristin. Als sie 1921 meinen Vater heiratete, übernahm sie in seinem Baugeschäft die Büroarbeiten.

Nach einigen Jahren hatten wir zeitweise 120 Handwerker und Arbeiter angestellt. Sie hatte eine weitere Kontoristin zur Hilfe. So war es kein Wunder, dass sie sich selbstbewusst durchsetzen konnte. Die Frauen der

Handwerksmeister wurden schon immer besonders respektiert.

Aber auch zwei Tanten von mir, Jahrgänge 1898 und 1903, waren Anfang der dreißiger Jahre schon als Prokuristinnen in einer Bau- und in einer Maschinenfirma tätig. Die Schwester meines Vaters hatte einen sogenannten „Weißwarenladen“ und beschäftigte eine Näherin.

Drei Großtanten waren Inhaberinnen von Blumenläden, gestandene Geschäftsfrauen schon um 1923.

Jetzt, im Jahre 2008, höre ich mit Entsetzen, dass erst 1956 ein Gesetz außer Kraft gesetzt wurde, das den Ehemann berechnete, den Wohnsitz der Familie allein zu bestimmen. Er durfte auch entscheiden, ob seine Ehefrau arbeiten „durfte“. Und dass er über jegliches vorhandenes Vermögen allein verfügen konnte.

Wer weiß, ob ich 1952 geheiratet hätte, wäre mir dieses Gesetz bekannt gewesen. Ich hatte eine bombensichere Stellung in meinem Traumberuf, verdiente sehr gut und war dadurch an Hamburg gebunden. Über unsere Ausgaben für Miete und Haushalt, Sparen und Urlaub entschieden wir selbstverständlich gemeinsam.

Zum Schluss muss ich zugeben: Wäre ich einem „Macho“ aufgesessen – ich wäre aus allen Wolken gefallen!

Lore Büniger

GEO Russland: Wie ich in die Zeitung kam

Die Zeitzeugenbörse Berlin fragte im Oktober 2010 nach einem Zeitzeugen, der im Krieg 1941 im Raum Leningrad (jetzt Sankt Petersburg) eingesetzt war. Auf Rat von Carsten Stern meldete ich mich und bekam darauf eine E-Mail von der Redaktion der russischen Lizenzausgabe der Zeitschrift GEO, die in Moskau und natürlich in russischer Sprache gedruckt wird.

Die Redaktion bat um nähere Informationen aus jenen Tagen. Einige Mails wurden gewechselt und als dann nichts weiter geschah, glaubte ich, die Sache sei im Sande verlaufen. Aber im April 2011 tauchte deren deutsche Mitarbeiterin aus Bali auf (ansonsten für Fernost zuständig), und kam extra für mich nach Deutschland. Sie interviewte mich zunächst in einer Hamburger Gaststätte, schließlich noch zweimal in meiner Wohnung.

Bei dieser Gelegenheit lieh ich ihr ein Exemplar meiner Kriegsaufzeichnungen (die auch im Deutschen Historischen Museum Berlin und in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg hinterlegt sind) zur Ergänzung und Vertiefung ihrer unendlich vielen Fragen und der Schreiberei.

Das Thema einer GEO-Ausgabe sollte eine Erinnerung an die Einkesselung von Sankt Petersburg 1941, also vor 70 Jahren, werden. Die Reporterin kehrte nach Bali zurück,

und nun entwickelte sich ein reger E-Mail-Austausch Moskau – Bali – Hamburg und zurück, um Wünsche zu erfüllen und Fragen der Redaktion zu beantworten. Auch eine Fotografin wurde zu mir ins Haus geschickt.

Tatsächlich erschienen in der September-Ausgabe, mit Fortsetzung in der Oktoberausgabe 2011, sehr ausführliche Wort- und Bildberichte über die 900 Tage der Not und des Elends der eingeschlossenen Zivilbevölkerung.

Um auch die deutsche Seite zu Worte kommen zu lassen, hat die Redaktion die mit mir geführten Gespräche in den Bericht sehr ausführlich mit zwei Fotos von mir eingearbeitet. Weil mir der russische Text mit deutscher Übersetzung zur Ein-

ИСТОРИЯ

900 ДНЕЙ

(ОКОНЧАНИЕ)

Как живут сегодня ленинградцы, пережившие блокаду? Что помогло им выстоять, выжить? Что думают очевидцы тех событий сегодня? Окончание исторического репортажа GEO

ТЕКСТ: ВЛАДИМИР СЕРГОВ, ОЛЬГА КОРИНА, НИНА БОДРОВА, ДМИТРИЙ ВЕЩЕВ, ВЕРИКА ПУГОВ, ОЛЬГА ШИРЯКОВА
ФОТО: НИНА БОДРОВА, МАКСИМ ШЕР, ЛЮДИ СЕРДЦЕВ

К 70-летию начала блокады Ленинграда корреспондент GEO встретился с очевидцами тех событий. Работа над этим репортажем продолжалась почти год: многочасовые интервью и многодневные поиски материалов в российских и германских архивах. Как сложилась судьба людей, переживших блокаду Ленинграда? Начало репортажа опубликовано в сентябрьском номере GEO.

По ней в осажденный город доставлялся продовольствие, на обратном пути из города вывозил мирных жителей. Регулярно расстреливались машины, угнанные направились в Ленинград, следят за прочностью льда. Начальник дороги генерал-майор Афанасий Шишков осматривает, что Дорога жизни – последний шанс Ленинграда на спасение. Он устанавливает рабочий день в 16 часов при одной смене водителем, и за час – при двух сменах. «Исторически запрещен выезд машин с грудам в сторону от трассы для смены водителей», – пишет Шишков в своем приказе.

воскресенье, 11 января 1942, Ленинград. Три недели назад пала Ниня Бодрова уехала на торфоразработку в Ленинградской области – его предприятие по очереди вывозило сотен тысяч. Оттуда он переехал записку «Вперед к зимнику». В городе нет ни воды, ни электричества; звонок в квартире на Монаховой не работает. Рождается стуча в дверь, Ниня Бодрова бросается к двери: «Паша!»

На лестничной площадке стоит гроб. Паша умер накануне утра. Пройдет шесть дней, пока брат Георгий с другом найдут в себе силы, чтобы оттащить гроб на Боль-

Слева: 1 января 1942. ЦОС на Ладоге.
300 ретурдировщиков день и ночь осматривают дорогу по льду Ладожского озера. По ней в осажденный город доставлялся продовольствие, на обратном пути из города вывозил мирных жителей. Регулярно расстреливались машины, угнанные направились в Ленинград, следят за прочностью льда. Начальник дороги генерал-майор Афанасий Шишков осматривает, что Дорога жизни – последний шанс Ленинграда на спасение. Он устанавливает рабочий день в 16 часов при одной смене водителем, и за час – при двух сменах. «Исторически запрещен выезд машин с грудам в сторону от трассы для смены водителей», – пишет Шишков в своем приказе.

verständniserklärung vorgelegt wurde, konnte ich meinen Teil in den gedruckten Heften zum großen Teil nachvollziehen. Die Schreibmaschinenbuchstaben sind auch im Russischen mit den Druckbuchstaben identisch.

Neben Berichten aus meinem Leningrader Einsatz wird u. a. erwähnt, dass ich an einem großen deutsch-russischen Veteranentreffen im Rahmen der „Versöhnung“

1997 teilnahm und in diesem Sinn auch in Hamburg Schulbesuche machte.

Ich hätte nie geglaubt, in meinen Kriegstagen Erlebtes einmal in einer russischen Zeitschrift zu lesen!

Karl-August Scholtz



итриев с
трехком-
пьютер-
ного-вос-
торга по-
хожий дом —
теревянные
ядок. Пос-
тем, восста-
дома и да-
ри из плен-

стол чай-
авлович вы-
аты — высо-
заправлены
Дочь прино-
и тщательно
аны: семья с
с своей исто-

ри. С одной из выцветших карточек конца 1930-х смотрит мальчик со светлыми волосами — седовласого блокадника можно узнать лишь по глазам и по овалу лица. У Михаила Павловича феноменальная па-

Карл-Аугуст Шольц в своей гамбургской квартире с фотоальбомом времен войны: «Впервые я оказался в Петербурге в 1997 году. Я до сих пор хожу по школам и рассказываю детям о войне. Это очень важно. Потому что тот кошмар не должен повториться»

мать — он помнит войну до мельчайших деталей. И пишет мемуары на компьютере.

Лидия Петровна Буланкова недавно вышла на пенсию. В ее квартире на тихой Гданьской улице на севере Петербурга несколько стеллажей с книгами. Лидия Петровна провела в осажденном городе первый, самый тяжелый, год. В августе 1942 года их с мамой эвакуировали по Ладожскому озеру. «Когда мы сошли на берег, моим самым ярким впечатлением была толстая тетенка. В блокадном Ленинграде мы совершенно отвыкли от полных людей», — рассказывает она. У ее ног трется огромный кот, которого подарила ей невестка.

— VI —

ПОНЕДЕЛЬНИК, 9 МАЯ 2011,
САНКТ-ПЕТЕРБУРГ

На площади перед станцией метро «Гражданский проспект» гремят военные песни, за бесплатной кашей из солдатской полевой кухни выстроилась очередь. Фотографы ищут в толпе редких ветеранов с гвоздичками и с азартом их снимают.

В двух шагах от метро одна в своей квартире лежит Галина Александровна Печень. На кухонном столе — коробка конфет и горка рассыпанного кофе из надорванной пачки, это подарок к празднику от муниципального совета. Вот только разобраться с подарками Галина Александровна не смогла — пожилая женщина почти ослепла, а социальный работник придет «после праздников».

Единственное сегодняшнее напоминание о Дне Победы — звонок от пожилой приятельницы из соседнего подъезда. «Людей, которые бы искренне интересовались блокадой, всегда было немного. Когда я работала в библиотеке, то всегда очень радовалась, когда кто-то из читателей интересовался войной, блокадой», — говорит Галина Александровна. — Ведь это наша история. О ней нельзя забывать».

10 | 2011 | 145

Bildunterschrift: Karl August Scholtz in seiner eigenen Hamburger Wohnung mit dem Fotoalbum aus der Zeit des Krieges. „Das erste Mal habe ich St. Petersburg im Jahre 1997 besucht. Ich gehe seit langem in die Schulen und erzähle den Kindern über den Krieg. Das ist sehr wichtig. Weil solch ein Schrecken sich nie wiederholen darf.“ (Übersetzung: Carsten Stern)

Zeitzeugen im Dialog

*Nachtrag zu einem Schulgespräch vom 18.11.2011:
„Sind Sie für gegen die Nazis gewesen?“*

Wilhelm Simonsohn wurde am 18.11.2011 im Zeitzeugengespräch am Johann-Riest-Gymnasium Wedel die Frage gestellt, „ob er für oder gegen den Nationalsozialismus war“. Da er rückblickend, „das Gefühl hatte, diese Frage nicht hinreichend beantwortet zu haben“, schrieb er der Lehrerin Frau Sydow einen Brief. Sein Inhalt in Ausschnitten.

„(...) Wenn die Frage gelautet hätte, ob ich ein Nazi gewesen sei oder nicht, hätte ich sie mit einem klaren „Nein“ beantworten können.

Ich war ja angesichts der Umstände mit meinem jüdischen Adoptivvater 1935 aus der Hitlerjugend ausgetreten und habe später weder der „NSDAP“ noch einer ihrer Organisationen angehört.

Ab meinem 18. Lebensjahr steckte ich in der Zwangsjacke des Reichsarbeitsdienstes bzw. der Wehrmacht, aus der es für einen normalen jungen Menschen kein Entrinnen gab; es sei denn, man setzte sein Leben aufs Spiel.“ (...)

Der Autor geht auf die Folgen des Versailler Vertrags ein, die seiner Meinung ein Grund für eine erneute kriegerische Auseinandersetzung waren. Des Weiteren seien die Weltwirtschaftskrise (1929) und das damit verbundene soziale Elend für Demago-

gen wie Adolf Hitler ein guter Boden gewesen, um mit Erfolg seine Propaganda-Parolen zu säen.

„ (...) In dieser Zeit wuchs ich als 13- bis 15jähriger Junge heran, erzogen in einem ansonsten gutbürgerlichen Elternhaus mit deutschnational bestimmtem Hintergrund.

Der damals 80jährige Reichspräsident Ex-Feldmarschall von Hindenburg ernannte den Ex-Gefreiten Adolf Hitler in einer weihervollen Zeremonie zum Reichskanzler des deutschen Reiches. Mit der gleichzeitigen Ernennung des Außenministers von Papen zum Vizekanzler glaubten die Konservativen, Hitler „an die Leine gelegt“ zu haben.

Diese Umstände haben mich als Heranwachsenden so sehr beeindruckt, dass ich die Frage, ob ich mit dem Nationalsozialismus sympathisiert habe, mit „Ja“ beantwortete... Zumal Hitler sein Versprechen, das Krebsgeschwür der Arbeitslosigkeit in kurzer Zeit zu beseitigen, erstaunlicherweise verwirklichen konnte.

Dass dieser Aufschwung allen volkswirtschaftlichen Gesetzen zuwiderlief und konsequenterweise in einen erneuten Krieg einmünden würde, war dem 15jährigen Beobachter dieser Szenerie natürlich nicht bewusst.

In dieser Zeit fiel die Information darüber, dass meine Eltern nicht meine leiblichen Eltern waren und dass mein Adoptivvater Jude war. Ab dem Zeitpunkt dieser Erkenntnis kann ich wohl zu Recht behaupten, dass meine positiven Gefühle für den Nationalsozialismus wie „weggeblasen“ waren.

Die politische Naivität meines Vaters ging so weit, dass er jeden Auswanderungs-Gedanken – im Gegensatz zu seiner Verwandtschaft – verworf. Diese Verhaltenweise musste er am 9. November 1938 damit büßen, dass er sozusagen „über Nacht“ in das Konzentrationslager Oranienburg/Sachsenhausen gebracht wurde. Hier hat man ihm dann seinen Optimismus und Lebenswillen genommen, und er starb 1939 mit 56 Jahren als gebrochener Mann. (...)“

Wilhelm Simonsohn schreibt, dass er als Pilot in einem Nachtjagdgeschwader durchaus die Möglichkeit gehabt hätte, sich „als Deserteur nach England abzusetzen“. „Fahnenflucht“ kam für ihn aber nicht in Frage.

„ (...) Der Anblick der brennenden Städte brachte mir zum Bewusstsein, dass die anfänglichen Erfolge der Nationalsozialisten in einem Desaster endeten (...)“

Meine persönliche Konsequenz aus dem grauenvollen Kriegsgeschehen ist, dass ich zum Pazifisten wurde. Jede Form einer fundamentalistischen Denkweise – egal in welcher Richtung – ist mir zuwider.

Und im Übrigen: „Das Leben wird

vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“ (Sören Kierkegaard)“

*Zitate: Wilhelm Simonsohn
Red. Bearbeitung: Semra Tekin*

Klasse 10d des Albert-Schweitzer-Gymnasiums, am 23. September 2011

„Wir möchten uns in dieser Form bei Ihnen für den Besuch der beiden Herren an unserer Schule bedanken. Beide konnten sehr anschaulich einen Eindruck des Kriegsendes und der Nachkriegszeit in Hamburg vermitteln. Sie hatten außerdem beide interessante Dokumente dabei.

Herr Petersen hat uns durch seine eindruckliche und packende Schilderung seiner außerordentlichen Erlebnisse überzeugt, Herr Hugo konnte diese Zeit aus der Sicht eines Jugendlichen schildern, der 1945 ungefähr so alt war wie die Schüler der 10d. Er war immer bestrebt, seine persönlichen Erfahrungen in einen allgemeinen historischen Zusammenhang zu bringen, wodurch seine Darstellungen allerdings länger waren als die von Herrn Petersen.“

*Die SchülerInnen der 10d und ihr
Geschichtslehrer, Chr. Jung*

Erich-Kästner-Schule, zur Wohnungssituation nach dem Krieg

Die Schüler/innen der Erich-Kästner-Schule in Farmsen haben keinen strengen, vorgegebenen Lehrplan, sondern können sich im Unterricht auch eigenen Interessen und Hobbies widmen und diese durch Eigeninitia-

tive vervollkommen.

So erschien am 4. November 2011 in meiner Wohnung die Schülerin Jana Rosenbauer mit ihren Freundinnen Laura und Lavina, um sich über die Wohnungssituation, vorwiegend gleich nach Kriegsende, zu informieren. Neben der Beantwortung des von den Schülerinnen vorgelegten Fragebogens konnten ich aus eigenem Erleben und meiner Berufstätigkeit manches erzählen.

Die Schülerinnen wollen noch weitere Zeitzeugen besuchen, die sich nach der Anfrage von Jana Rosenbauer im Seniorenbüro gemeldet haben.

Karl-August Scholtz

Gesamtschule Barsbüttel

„Ich möchte mich noch einmal bei Ihnen (Richard Hensel) und Herrn Petersen (beide Foto Mitte) für Ihren Besuch an unserer Schule danken. Ich habe in der Stunde am Donnerstag mit den Schülern über Ihren Besuch gesprochen. Den Schülern hat der Besuch gut gefallen. Die Schüler haben es als sehr informativ und spannend empfunden, Informationen über die NS Zeit aus erster Hand zu erhalten. Sie waren beeindruckt, dass Ihnen auch heute noch einige Ereignisse sehr nahe gehen.

Sie haben auch Ihre zum Teil humorvolle Art der Darstellung gelobt. Die Schüler waren von den Dokumenten, die Herr Petersen mitgebracht hatte, beeindruckt. (insbes. der Brief aus dem KZ). Die Schlussworte von



Herrn Petersen sind bei den Schülern sehr gut angekommen.

Vielen Dank für Ihren Besuch und bis zum nächsten Jahr.

Mit freundlichen Grüßen

Felix Möller
(Lehrer, Gesamtschule Barsbüttel)“

Nacht der Jugend im Rathaus

Am 11. Nov. 2011 hat die Zeitzeugenbörse an der dritten „Nacht der Jugend“ im Hamburger Rathaus mit großem Erfolg teilgenommen. Die Erinnerung an Verfolgung und Diskriminierung wird anlässlich der Reichsprogrom-Nacht 1938 wachgehalten.



Die Zeitzeugen hatten einen eigenen Stand (Foto: Edeltraud Jensen, Hans Walther). Im unserem Forum um 21.15 Uhr konnte eine lebendige Diskussion über das „Erinnern“ und „Erzählen“ mit Jüngeren initiiert werden.

Ulrich Kluge

Große Ehrung für Quickborner Zeitzeugen

Am 5. Dezember 2011 wurden die langjährige Leiterin und Gründerin, Annemarie Lemster, und das Gründungsmitglied (seit 2002!) Hans Meier, als „herausragende Ehrenamtler“ geehrt.

In einer kleinen Feierstunde wurden im Hause des DRK Quickborn die Ehrenurkunden von Quickborns Bürgervorsteher Kleinhapel und Bürgermeister Köppl überreicht und anschließend coram publico die Laudatio vorgetragen. Darin betonte Bür-

gervorsteher Kleinhapel, dass er erst durch die vielen Ausstellungen, die Hans Meier immer wieder mit neuen Themen bestückt, Quickborns Geschichte so richtig kennen gelernt habe.

Beide waren für sich völlig überrascht – denn beide wussten zwar, dass der andere geehrt werden sollte, aber von der eigenen Ehrung wussten beide nichts – es ist auch nichts durchgedrungen!

Fritz Schukat

Filmvorführung „Asylrecht“ – Appell an die Herzen

Am 26. März 2012, von ca. 16.00 bis 18.00 Uhr, wird Heiner Roß, ehemaliger Leiter des Kommunalen Kinos Metropolis, einen Filmschatz für uns ausgegraben. Diesmal wird das Dokument im Rahmen unseres Vierteljahrestreffens vorgeführt.

Zum Inhalt des Films aus dem Jahr 1949: „(...) Mit unbedingter, unbeschönigter Wirklichkeitsechtheit schildert er das Flüchtlingselend an der grünen Grenze (die einstige Zonengrenze zur sowjetischen Besatzungszone, H. R.), wo noch immer Tausende mit und ohne Berechtigung in Westdeutschland eine neue Heimat zu finden hoffen. Der Film läuft ohne jede musikalische Ornamentik; ein knapper Kommentar erläutert die Bilder.

Die unbestechliche Kamera enthüllt im Vegetieren dieser Menschen und

in ihrem Antlitz ein unendliches Leid; sie enthüllt auch die Tragödien all derer, die wieder zurückgeschickt werden. Wie viele aber gehen wirklich zurück?...“ (a. k. in: Film – Echo, 3. Jahrgang, Hamburg, 20. Oktober 1949, Nummer 30, S. 443)

Unter dem Titel „Report on the Refugee Situation Jan. 1949“ vertrieb der Lutherische Weltbund den Film in den USA und weltweit.

Die Aufführungen lösten eine private (!) Hilfswelle ungeahnten Ausmaßes aus! Die deutschen Kinobetreiber verweigerten sich diesem Dokument. Es hieß, er würde die Kinobesucher verstören und deren Bereitschaft, ins Kino zu gehen, schmälern. Regie: Rudolf Werner Kipp (Hamburg).

Filmlänge: ca. 50 Minuten

Claus Günther / Heiner Roß

*Treffen - Termine - Ankündigungen***ZEITZEUGEN****Zeitzeugengruppe Norderstedt**

Wir stellen uns einmal vor:

Die Norderstedter Gruppe versteht sich als eine offene Gruppe, eine Autorenplattform, in der jeder mitarbeiten kann.

Unsere regelmäßigen Treffen finden jeweils am zweiten Dienstag des Monats in der Geschäftsstelle des DRK-Norderstedt, Ochsenzoller Straße 124, von 10:00 bis 12:00 Uhr, statt. Ansprechpartner ist Hartmut Kennhöfer:

h_kennhoefer@ewnor.de

www.erinnerungswerkstatt-norderstedt.de

AKTIVOLI-Freiwilligenbörse

Am So., 22. Jan. 2012, wird die Zeitzeugenbörse auf der AKTIVOLI-Freiwilligenbörse mit einem Stand vertreten sein. Dabei werben wir um aktive Mitarbeit. Gesucht werden Freiwillige, die bereit sind, in Schulen über ihre Erinnerungen zu berichten, aber auch für „Bürotätigkeiten“. Börsensaal (hinter dem Rathaus, Adolphsplatz 1), 11.00-17.00 Uhr.

**Karl Hamers verstorben**

Das langjährige Mitglied der Zeitzeugengruppe City, Karl Hamers, ist im Dezember 2011 im Alter von 81 Jahren verstorben. Unsere Gedanken sind bei seinen Hinterbliebenen. Zugleich erinnern wir uns an viele seiner Erzählungen.

Rückschau Vierteljahrestreffen

Erfreulich: Am 14. Nov. 2012 nahm die Gruppe Ahrensburg mit 8 Teilnehmer/innen am Vierteljahrestreffen zu „Frauenrechten“ teil. Der lebendige Austausch führte zum Wunsch, dies zu wiederholen. Wir haben den Juni 2012 in Ahrensburg im Visier – Näheres in der nächsten Ausgabe.

Vierteljahrestreffen:

26. März 2012, 15.-18.00 Uhr.

Ort: Niendorf, Gemeinde St. Ansgar. Filmvorführung und Diskussion „Asylrecht“ – Appell an die Herzen. Nähere Informationen auf Seite 18.

Thema der nächsten Ausgabe

„Feste feiern“ oder „feste feiern“? Wie und was wir gefeiert haben.

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 49): Redaktionsschluss: 03. April 2012

ZZB-Geschäftsstelle

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro Hamburg e.V., Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel.: 040 – 30 39 95 07 Fax: 040 – 30 39 95 08
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge



Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit: Erlebtes in die Erinnerung zurückrufen und diskutieren. Auch für neu hinzu kommende Interessierte.

Gruppe City

Leitung: Dr. Werner Hinze
 Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
 von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro,
Brennerstr. 90, (U1 Lohmühlenstraße).
 Januar: 03. + 17. Jan. 2012
 Februar: 07. + 21. Feb. 2012
 März: 07. + 21. März 2012
 April: 03. + 17. Apr. 2012

Gruppe Eppendorf

Leitung: Richard Hensel
 Jeden 2. und 4. Montag im Monat, von
10.45-12.45 Uhr, im LAB-Treffpunkt
 Eppendorf, Eppendorfer Weg 232.
 Januar: 09. + 23. Jan. 2012
 Februar: 13. + 27. Feb. 2012
 März: 12. + 26. März 2012
 April: 23. Apr. 2012

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter
 Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-
 Samusch-Str. 9. Tel. 04102- 21 15 15
 Jeden 1. Freitag, 10.00-11.30 Uhr.

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden
 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, beim DRK
 Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124.
 Weitere Infos: www.ewnor.de.

Vierteljahrestreffen

„Asylrecht – Appell an die Herzen“
 heißt ein Filmbeitrag (1949), den Hei-
 ner Roß, langjähriger Leiter des MET-
 ROPOLIS-Kinos, vorführt. Er zeigt
 schonungslos die Flüchtlingssituation
 an der innerdeutschen Grenze nach
 Kriegsende. Ausführlichere Informatio-
 nen, siehe Seite 18. Mo., 26. März
 2012, 15.-18.00 Uhr, Gemeindehaus St.
 Ansgar, Niendorfer Kirchenweg 18.

Gruppe Wedel

Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erd-
 geschoß, 10.00-12.00 Uhr,
 10. Januar: 2012: „Entwicklung Wedels
 nach dem 2. Weltkrieg“.
 10. April: „Wie sah unser Schulalltag
 aus?“

Kontakt: Tel.: 04103-1895255

Dorothea.Snurawa@arcor.de

Gruppe Quickborn

Leitung: Fritz Schukat, Uwe Neveling
 Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-
 12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengem.,
 Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.
 Januar: 05. + 19. Jan. 2012
 Februar: 02. + 16. Feb. 2012
 März: 01. + 15. März 2012
 April: 05. + 19. Apr. 2012

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Emmi Füllenbach, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingetraud Lippmann, Karl-August Scholtz, Carsten Stern, Semra Tekin. Wir danken allen Autoren und Autorinnen, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.